

Daniel Ursprung

Die Peripherie als Zentrum

Osteuropa und die Kulturgeschichte des Politischen

Die Osteuropäische Geschichte hat kaum zur Theorie- und Begriffsbildung der Allgemeinen Geschichte beigetragen. Zu oft beschränkte sie sich darauf, Konzepte und Methoden, die an westeuropäischen Fällen entwickelt wurden, anzuwenden. Eine komparative Analyse des Faschismus in Osteuropa, der Öffentlichkeit und der Legitimation von Herrschaft in sozialistischen Gesellschaften zeigt, dass die Osteuropäische Geschichte originelle Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Politischen leisten kann.

Lange Zeit konnte sich die historische Zunft damit begnügen, das östliche Europa aus der eigenen Betrachtungsweise weitgehend auszublenden oder nur dort in die „allgemeine Geschichte“ einzubeziehen, wo es in der Form eigenständiger politischer Akteure auf der weltpolitischen Bühne der Staaten und Reiche auftrat.¹ Mit der Ausweitung des Spektrums historischer Fragestellungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – erinnert sei an die Sozial-, Alltags-, Mikro-, Geschlechter- oder neue Kulturgeschichte – wurde eine Herangehensweise obsolet, die sich weitgehend auf staatlich verfasste Akteure konzentrierte. Damit fiel die systemimmanente Begründung für eine Ausklammerung weiter Teile Osteuropas aus dem historischen Blickfeld weg. Mit dem Paradigmenwechsel waren die theoretischen Grundlagen gelegt für die gleichberechtigte Einbeziehung Osteuropas in den historiographischen Diskurs. Obwohl grundsätzliche konzeptionelle Barrieren gefallen waren, lief die fachinterne Institutionalisierung zumindest im deutschsprachigen Raum der Nachkriegszeit aus zumindest zwei Gründen einer integrierten Behandlung des osteuropäischen Raumes im Rahmen einer allgemeinen Geschichte entgegen. Dabei handelte es sich einerseits um kontextuelle Gründe, wurde doch während des Ost-West-Konfliktes Osteuropa als eine klar abgrenzbare Größe wahrgenommen, die für sich stand. Die Entscheidung, dessen Geschichte als eigenständige historiographische Teildisziplin zu betreiben,

Daniel Ursprung (1975), lic. phil., Historiker, wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte der Universität Zürich

¹ So etwa noch in der den Eurozentrismus zwar aufbrechenden, aber der traditionellen Politikgeschichte verhafteten Propyläen-Weltgeschichte; Golo Mann, Alfred Heuß (Hg.): Propyläen-Weltgeschichte. Eine Universalgeschichte. Berlin u.a. 1960–1964 (zit. nach der Ausgabe Berlin 1991). Siehe vor allem Golo Manns Vorwort in Band 6, S. 13–28, hier S. 26. – Roger Chickering: Nachklänge: Der Ort der Osteuropäischen Geschichte in der deutschen Geschichtswissenschaft um 1900, in: Dittmar Dahlmann (Hg.): Hundert Jahre Osteuropäische Geschichte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Stuttgart 2005, S. 11–19, hier S. 12–15.

schien im Gegenstand vorgegeben und brauchte nicht weiter legitimiert zu werden.² Dazu gesellten sich forschungspraktische Gründe, wie etwa die faktische Vernachlässigung des östlichen Europa in der allgemeinen Geschichte oder notwendiges Spezialwissen wie Sprachkenntnisse als Bedingung der historiographischen Arbeit. Nach 1989 verlor zumindest der erste Grund, Osteuropa aus der allgemeinen Geschichte auszugliedern, zunehmend an Bedeutung. Trotz forschungspraktischer Gründe für eine Spezialisierung wären nun die Voraussetzungen gegeben, die theoretisch schon lange legitimierte Einbeziehung Osteuropas in eine allgemeine – oder besser: in eine europäische – Geschichte auch praktisch umzusetzen.³ Was aber heißt dies konkret? Welche Konzepte und Arbeitsweisen müssen überdacht werden?

Wer einen flüchtigen Blick auf das Fach Osteuropäische Geschichte wirft, wie es im deutschsprachigen Raum betrieben wird,⁴ könnte rasch zur Einsicht gelangen, Handlungsbedarf bestünde vor allem auf Seiten der allgemeinen Geschichte. Denn dort, so könnte die Argumentation lauten, lasse sich nach wie vor beobachten, wie mit dem Begriff „Europa“ lediglich der Teil des Kontinentes westlich der Ostgrenze des deutschen bzw. italienischen Sprachgebietes gemeint ist und in den Blick genommen wird.⁵ Die Geschichtsschreibung über das östliche Europa hingegen sei von Haus aus gezwungen gewesen, sich seit jeher mit den Termini und Konzepten der allgemeinen Geschichte zu beschäftigen. Es ist aber eine interessante Frage, inwiefern die Osteuropäische Geschichte ihr Potential für eine integrierte europäische Geschichte nutzbar zu machen gewusst hat. Worin bestehen hierbei noch Defizite oder – positiv formuliert – ungenutzte Potentiale?

Es trifft zweifellos zu, dass die Historiographie, die sich mit dem östlichen Europa beschäftigt, seit jeher mit Termini und Konzepten arbeitet, die sie dem Mutterfach entliehen hat. Unabhängig davon, ob von Feudalismus, Ständen, Städten, Absolutismus, Staat, Nationalismus, Öffentlichkeit, Bürgertum, Faschismus oder Bürgergesellschaft die Rede ist – ausnahmslos wurden diese Konzepte außerhalb der eigenen Teildisziplin geprägt, von der Einteilung in historische Epochen wie Mittelalter oder Frühe Neuzeit ganz zu schweigen. Diesem Befund entspricht auch die Verzögerung, mit

² Dietrich Geyer: *Osteuropäische Geschichte und das Ende der kommunistischen Zeit*: Heidelberg 1996, S. 26. – Helmut Neubauer: *Osteuropäische Geschichte. Anmerkungen zum Gegenstand eines jungen Faches in Heidelberg*, in: *Heidelberger Jahrbücher*, 14/1970, S. 144–156, hier S. 147–148.

³ Zur Kritik an der aufgrund geographischer und politischer Kriterien konstituierten Disziplin: Jörg Baberowski: *Das Ende der osteuropäischen Geschichte. Bemerkungen zur Lage einer geschichtswissenschaftlichen Disziplin*, in: Stefan Creuzberger, Ingo Mannteufel, Alexander Steininger, Jutta Unser (Hg.): *Wohin steuert die Osteuropaforchung? Eine Diskussion*. Köln 2000, S. 27–42, hier S. 29–31. – Entgegnungen im selben Sammelband sowie: Carsten Goehrke, Heiko Haumann: *Osteuropa und Osteuropäische Geschichte: Konstruktionen – Geschichtsbilder – Aufgaben*. Ein Beitrag aus Schweizer Sicht, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 4/2004, S. 585–596.

⁴ Dahlmann, *Hundert Jahre* [Fn. 1]. – Creuzberger u.a., *Wohin* [Fn. 3]. – Erwin Oberländer (Hg.): *Geschichte Osteuropas. Zur Entwicklung einer historischen Disziplin in Deutschland, Österreich und der Schweiz, 1945–1990*. Stuttgart 1992.

⁵ Ähnliches ließe sich auch von der außereuropäischen Geschichte behaupten, wo (West-)Europa oft unhinterfragt das Referenzobjekt bildet; Jürgen Osterhammel: *Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich. Zu künftigen Möglichkeiten komparativer Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 2/1996, S. 143–164, hier v.a. S. 147–151.

der die osteuropäische Geschichte auf das Aufkommen neuer Themen und Methoden reagiert, ohne aber selber die Mutterdisziplin in dieser Hinsicht zu befruchten. Die Osteuropäische Geschichte hat sich so in aller Regel damit begnügt, sich das Begriffsinventar der allgemeinen Geschichte anzueignen und es auf ihre eigenen Gegenstände anzuwenden. Dabei sind flächendeckend Defizite, Rückständigkeits, Abweichungen und Sonderentwicklungen konstatiert worden.⁶ Implizit werden so Denkschemata bestätigt, die westeuropäische Entwicklungen als „natürliche“ Entwicklung aufzufassen. Die prinzipielle Andersartigkeit Osteuropas, anfänglich als Axiom angenommen, wurde über den Umweg der Empirie bestätigt und damit festgeschrieben. Aus dieser Perspektive ist es wenig erstaunlich, dass auf Seiten der allgemeinen Geschichte wenig Interesse daran bestand, sich intensiver mit den Ergebnissen zu beschäftigen, welche die Osteuropäische Geschichte bereitstellte. Solange diese nur auf (osteuropäische) Ausnahmen verwies, die die (westeuropäische) Regel zu bestätigen schienen, konnten deren Resultate von der allgemeinen Geschichte getrost der Spezialistendebatte in einer gesondert konstituierten Teildisziplin überlassen werden. Das östliche Europa wird dann meist nicht dort in die allgemeine Geschichte einbezogen, wo es um eine integrale europäische Geschichte geht, sondern dort, wo die Gesamtsicht als Summe von Einzelteilen erscheint und wo Osteuropa der Vollständigkeit halber nicht ignoriert werden kann.⁷

Eine derartige additive Aneinanderreihung von Regional- oder Nationalgeschichten, wie sie auch in den nationalgeschichtlich ausgerichteten Perspektiven der historischen Zunft in den einzelnen Ländern Osteuropas üblich ist, scheint wenig geeignet, osteuropäische Perspektiven in andere Fachbereiche zu tragen. Wenn Osteuropa nur in einem holistischen Sinne als Teil des Ganzen wahrgenommen wird und in Handbüchern bloß in ein paar summarischen Kapiteln gegen Schluss abgehandelt wird, bleibt der Zusatznutzen einer Beschäftigung mit dieser Region gering. Die osteuropäische Geschichte teilt in dieser Hinsicht, allerdings aus ganz anderen Gründen, das Schicksal der Lokalgeschichtsschreibung, die lange Zeit von der akademischen Historiographie nur am Rande wahrgenommen und hauptsächlich von engagierten Amateuren betrieben wurde. Wenn auch die Zugehörigkeit jeder einzelnen Dorfgeschichte zu einem übergeordneten Bereich einer allgemeinen Geschichte nie in Frage gestellt wurde, fanden lokale Arbeiten doch kaum das Interesse der akademischen Fachwelt.

⁶ Manfred Hildermeier: Das Privileg der Rückständigkeit. Anmerkungen zum Wandel einer Interpretationsfigur der neueren russischen Geschichte, in: *Historische Zeitschrift*, 244/1987, S. 557–603, hier S. 558–560. Dies wurde mitunter in Ostmitteleuropa ähnlich gesehen, vgl. Zsigmond Pál Pach: *Die ungarische Agrarentwicklung im 16.–17. Jahrhundert. Abbiegung vom westeuropäischen Entwicklungsgang*. Budapest 1964.

⁷ Das „Handbuch der europäischen Geschichte“ bezieht Osteuropa zwar bewusst ein, jedoch in eigenen Länderkapiteln, so dass der Darstellung eher der Charakter einer Aufsummierung von National- oder Regionalgeschichten zukommt; Theodor Schieder (Hg.): *Handbuch der europäischen Geschichte*. Stuttgart 1968–1987. – Das „Handbuch der Geschichte Europas“ bemüht sich um eine Integration Osteuropas in die europäische Geschichte, kann diesen Anspruch aber aufgrund fehlender Vorarbeiten nur punktuell einlösen und verfällt immer wieder in die klassische westeuropäische Sicht; Peter Blickle: *Handbuch der Geschichte Europas*, 7 Bde. Stuttgart 2002–2007. – Weitere Beispiele für die marginale Einbeziehung Osteuropas liefert Andreas Kappeler: Die Bedeutung der Geschichte Osteuropas für ein gesamteuropäisches Geschichtsverständnis, in: Gerald Stourzh (Hg.): *Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung*. Wien 2002, S. 43–55, hier S. 48–49.

Solange jedenfalls nicht, als die Lokalgeschichtsschreibung selber nicht mit dem Anspruch auftrat, exemplarisch Vorgänge allgemeiner Relevanz aufzeigen zu können, und sich daher neuen Fragestellungen und Methoden zuwandte, die von übergeordnetem Interesse waren.⁸

Wenn auch die Situation der osteuropäischen Geschichte, die als eigene akademische Teildisziplin existiert, nicht mit derjenigen der Lokalgeschichtsschreibung gleichgesetzt werden kann, ergeben sich doch zumindest in Bezug auf die Nutzung von Erkenntnissen dieser beiden Bereiche in der allgemeinen Geschichte Parallelen. In dieser Hinsicht eröffnen sich für die Geschichte über das östliche Europa vielversprechende Perspektiven, stärker als bisher vom Mutterfach wahrgenommen zu werden, wenn sie vermehrt mit induktiven Methoden arbeitet. Osteuropahistoriker sollten demgemäß weniger danach fragen, wie ihre Fallbeispiele mit Hilfe von allgemeinhistorischen Konzepten erklärt werden können, sondern, wie osteuropäische Themen zur Konturierung dieser allgemeinen Konzepte beitragen können. Da die Begriffe, Theorien und Konzepte, mit denen die Geschichtswissenschaft arbeitet, auf Konvention beruhen, ist nicht einsichtig, warum sich der Einzugsbereich der historischen Phänomene, die bei der Festlegung der Begriffe in den Blick genommen werden, mehrheitlich auf westeuropäische Fallbeispiele beschränken soll. Von grundlegendem Belang ist dies insofern, als gerade die oft konstatierten Abweichungen, Sonderformen oder Defizite in der historischen Entwicklung des östlichen Europa eng mit dem begrifflichen Instrumentarium zusammenhängen. Die Feststellung jeglicher Varianten in der osteuropäischen Geschichte ist damit eigentlich schon durch die Ausgangslage vorgegeben, wo überwiegend westeuropäische Fallbeispiele kanonisiert und zur Regel erhoben wurden. Beim deduktiven Arbeiten auf der Basis derartiger Grundannahmen drohen Zirkelschlüsse.

Welches Potential die Osteuropäische Geschichte bietet, um Theorien und Begriffe der Geschichtswissenschaft zu schärfen, sei exemplarisch an den Themenbereichen Faschismus und Sozialismus als Teil der Kulturgeschichte des Politischen dargelegt.⁹

Faschismus in Osteuropa und vergleichende Faschismusforschung

Die vergleichende Faschismusforschung, die sich in den 1960er Jahren bildete, hat zwar früh begonnen, faschistische Massenbewegungen aus Osteuropa wie die ungarischen Pfeilkreuzler oder die rumänische Legion des Erzengel Michael (Eiserne Garde) in den Blick zu nehmen. Doch werden sie in entsprechenden Überblicksdarstellungen meist in separaten Kapiteln nachgeordnet abgehandelt und tragen kaum

⁸ Richard van Dülmen: *Historische Anthropologie. Entwicklung, Probleme, Aufgaben*. Köln u.a. 2000, S. 47–50. – Winfried Schulze (Hg.): *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*. Göttingen 1994 – Olivia Hochstrasser: *Ein Haus und seine Menschen, 1549–1989. Ein Versuch zum Verhältnis von Mikroforschung und Sozialgeschichte*. Tübingen 1993, S. 249–252, 284–285. – Hans Medick: *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900: Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte*. Göttingen 1996, S. 15–16, 20–37.

⁹ Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.): *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?* Berlin 2005. – Thomas Mergel: *Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 4/2002, S. 574–606. – Ute Frevert: *Neue Politikgeschichte: Konzepte und Herausforderungen*, in: dies., Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*. Frankfurt, New York 2005, S. 7–26.

zur Theoriebildung bei.¹⁰ Der Nutzen eines generischen Faschismusbegriffes sowie der Umfang und das Spektrum der konkreten Einzelphänomene, die ein solcher umfassen sollte, wurden zwar in der Forschung sehr kontrovers diskutiert.¹¹ Doch zumindest dort, wo der Faschismusbegriff bei seinem generischen Gebrauch über den italienischen Fall hinaus nicht auf grundsätzliche Skepsis stößt, wo also Faschismus als europäisches Phänomen der Zwischenkriegszeit oder gar als potentiell universelle Erscheinung verstanden wird, wäre eine gleichrangige Einbeziehung osteuropäischer Fallbeispiele in die Theoriebildung gerechtfertigt. Dass dem selten so ist, findet seine Entsprechung in den Spezialstudien über Faschismus in Ostmittel- und Südosteuropa, die selten den Anspruch erheben, über den konkreten hinaus etwas zur Erkenntnis des Faschismus beizutragen.

Dabei böten die faschistischen Bewegungen des östlichen Europa ein Potential, um bisherige Thesen und Erkenntnisse der vergleichenden Faschismusforschung kritisch zu hinterfragen und auf eine breitere empirische Grundlage zu stellen. Denn angesichts der relativ geringen Grundgesamtheit faschistischer Massenbewegungen im Europa von 1918 bis 1945 hat sich die vergleichende Faschismusforschung auch kleinerer faschistischer Bewegungen (etwa in Großbritannien, Frankreich, den skandinavischen Ländern oder der Schweiz) angenommen. Praktisch komplett ignoriert wurden dabei jedoch die Einflüsse faschistischer Ideologien und Bewegungen auf Minderheitengruppen in Osteuropa. Gerade bei den diversen deutschen Minderheiten dieser Region, aber auch bei anderen Gruppen, die im Zuge des Revisionismus Hoffnungen auf Grenzveränderungen hegten, erreichten faschistische Gruppierungen großen Einfluss.¹²

Gerade bei diesen Gruppen lassen sich spezifische Merkmale erkennen, die signifikant von den Erscheinungsformen des Faschismus im westlichen Europa abweichen. In Minderheitengruppen konnten sich faschistische Strömungen besonders leicht durchsetzen, da diese oft über ein nur unvollständig ausgeprägtes parteipolitisches Spektrum verfügten. Wenn Konflikte mit der Mehrheitsnation des jeweiligen Staates bestanden, bündelten sich die politischen Ansichten auf einige wenige minderheitenspezifische Fragen. Aufgrund ihrer geringen Größe konnten sich Minderheiten auf der politischen Bühne nur dann Gehör verschaffen, wenn sie geeint auftraten. Die Notwendigkeit des inneren Zusammenhaltes wirkte sich dann fatal aus, wenn faschistische Gruppen eine gewisse kritische Größe angenommen hatten und sie daher nicht mehr ignoriert werden

¹⁰ Michael Mann: *Fascists*. Cambridge, New York 2004, S: 237–295. – Stanley G. Payne: *A history of fascism, 1914–1945*. Madison 1995, S. 267–289. – Francis L. Carsten: *Der Aufstieg des Faschismus in Europa*. Frankfurt/Main 1968, S. 203–227. – Eugen Weber: *Varieties of fascism. Doctrines of revolution in the twentieth century*. Princeton 1964, S. 88–105. – Selbst explizit komparative Sammelbände blenden nicht selten osteuropäische Fälle aus, so: Marie-Anne Matard-Bonucci, Pierre Milza (Hg.): *L’homme nouveau dans l’Europe fasciste (1922–1945). Entre dictature et totalitarisme*. Paris 2004. – Die integrierte Darstellung osteuropäischer Faschismen leistet am ehesten Philip Morgan: *Fascism in Europe, 1919–1945*. London, New York 2003.

¹¹ Roger Eatwell: *Universal fascism? Approaches and definitions*, in: Stein Ugelvik Larsen (Hg.): *Fascism outside Europe. The European impulse against domestic conditions in the diffusion of global fascism*. Boulder, New York 2001, S. 15–45. – Zum generischen Faschismusbegriff: Ethik und Sozialwissenschaften, 2/2000, S. 289–334.

¹² Mariana Hausleitner, Harald Roth (Hg.): *Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa*. München 2006.

konnten, ohne massive Konflikte im Innern der Minderheit heraufzubeschwören und so die Stellung der Gruppe gegenüber der Mehrheit zu verschlechtern. Wenn es zudem den Anschein machte, dass faschistische Regime wie Italien oder Deutschland ab 1933 den politischen Forderungen der Minderheit zum Durchbruch verhelfen könnten, gerieten gemäßigte Minderheitenvertreter rasch in die Defensive. Die aggressiv auftretenden faschistischen Gruppen konnte nur massiver Widerstand eindämmen, den jedoch nur wenige leisten wollten. Kam hinzu, dass die außenpolitische Orientierung an einem faschistischen Verbündeten aus minderheitenpolitischer Perspektive vorteilhaft erschien, führte dies oft zu einer Absorption der traditionellen Eliten durch die faschistischen Gruppierungen, wie es sich insbesondere bei verschiedenen deutschen Minderheitengruppen in Ostmittel- und Südosteuropa feststellen lässt.¹³

In der vergleichenden Faschismusforschung hingegen ist viel von der Rolle der traditionellen Eliten die Rede, die den Aufstieg faschistischer Bewegungen ermöglichten, um im Falle einer Blockade im politischen Spektrum zwischen linken und gemäßigten rechten Kräften den Einfluss der radikalen Linken einzudämmen. Das Bündnis zwischen Vertretern der traditionellen Elite und den Faschisten verschaffte diesen demnach einen überproportionalen Einfluss und trug entscheidend zu ihrem Aufstieg bei.¹⁴ Im Falle von faschistischen Gruppierungen bei Minderheiten im östlichen Europa hingegen spielte eine solche politische Blockade zwischen linken und rechten Kräften, bei der die Faschisten in den Augen der gemäßigten Rechten als kleineres Übel die Rolle eines Züngleins an der Waage spielen konnten, keine Rolle. In der Minderheitensituation war das politische Spektrum meist nur undeutlich ausgeprägt, anstelle einer Links-rechts-Abstufung herrschte eine integrative, auf die Bedürfnisse der Minderheit ausgerichtete politische Kultur vor. Die wahrgenommene Gefahr durch die radikale Linke kann daher nicht pauschal als Grund für den Aufstieg faschistischer Kräfte betrachtet werden. Wenn dies auch in Westeuropa mit darüber entschied, ob es faschistischen Gruppierungen gelang, auf der politischen Bühne Fuß zu fassen, kann es doch nicht als notwendiges Element bei der Etablierung von Faschismus betrachtet werden. Die Bandbreite möglicher Szenarien, die faschistischen Bewegungen Einfluss sicherten, erweist sich hier als wesentlich vielfältiger. Eine umfassende Faschismustheorie muss diesen Gegebenheiten Rechnung tragen, will sie sich nicht mit dem Anspruch auf nur teilweise Gültigkeit für einige ausgewählte, zum Kanon erhobene faschistische Bewegungen begnügen.

Eng mit dieser anderen politischen Landschaft hing auch der Grad der Radikalität faschistischer Gruppierungen zusammen. Der Schulterchluss zwischen Faschisten und traditioneller Elite ging in Westeuropa mit einer (zumindest vorläufigen oder vordergründigen) ideologischen Mäßigung der faschistischen Grundpositionen einher, um sich dem Allianzpartner als verantwortungsvoller potentieller Regierungspartner zu empfehlen. Derlei Rücksichten mussten faschistische Gruppierungen bei Minderheiten im östlichen Europa kaum nehmen, verdankten sie ihren Aufstieg doch in der

¹³ Daniel Ursprung: Faschismus in Ostmittel- und Südosteuropa: Theorien, Ansätze, Fragestellungen, in: Hausleitner, Roth, Einfluss [Fn.12], S. 9–52, hier S. 45–49.

¹⁴ Robert O. Paxton: The five stages of fascism, in: The Journal of Modern History, 70/1998, S. 1–23, hier S. 13–14. – Juan J. Linz: Political space and fascism as a late-comer: conditions conducive to the success or failure of fascism as a mass movement in inter-war Europe, in: Stein Ugelvik Larsen u.a. (Hg.): Who were the fascists? Social roots of european fascism. Bergen u.a. 1980, S. 153–189, hier S. 160. – Pierre Milza: Les fascisms. Paris 1991, S. 160–161.

Regel nicht den jeweiligen traditionellen Eliten. Vielmehr konnten sie sich hier auf eine zumindest ideelle, teils auch ganz handfeste Unterstützung durch bereits etablierte faschistische Regime in Italien und Deutschland stützen und damit auch die gemäßigte Rechte unter Druck setzen. Dank diesen Verbündeten konnten faschistische Gruppen relativ kompromisslos an ihren ideologischen Standpunkten festhalten. Dazu kam, dass die Faschisten in vielen Fällen ihre Propaganda in Milieus betreiben konnten, die national indifferent waren wie etwa im Falle der Deutschen Slawoniens, deren deutsches Nationsbewusstsein nur schwach ausgeprägt war. Hier konnte die faschistische Propaganda relativ ungestört von traditionellen Eliten die Mobilisierung unter nationalen Vorzeichen betreiben und hatte so von Anfang an eine Monopolstellung in Bezug auf die politische Indienstnahme innerhalb dieser lokalen Milieus.¹⁵

Viel stärker als in Westeuropa gelang es den Faschisten im östlichen Europa daher, ihre ideologische Radikalität über ihr Anfangsstadium hinaus in die Phase zu retten, in der sie sich auf dem politischen Parkett etabliert hatten. Dieser Befund stellt Stufenmodelle wie das von Robert Paxton in Frage, die für das Stadium vor der Machtergreifung von einer ideologischen Mäßigung aus taktischen Gründen ausgehen.¹⁶ Viele der in der Faschismustheorie diskutierten Elemente sind nicht unbedingt allgemeine Merkmale der Entwicklungsgeschichte faschistischer Bewegungen, sondern bloß ein mögliches Szenario. In anderen Kontexten und Ausgangsbedingungen können sich ganz andere Konstellationen ergeben, die signifikant von Deutungen abweichen, welche die Forschung an westeuropäischen Fallbeispielen erarbeitet hat.

Die Frage, ob es nicht sinnvoll sei, von einem relativ engen Faschismusbegriff auszugehen, der sich auf eine relativ kleine Grundgesamtheit von Ausgangsbeispielen stützt, ist berechtigt. Denn je enger der Kreis um die Phänomene gezogen wird, die berücksichtigt werden, desto präziser werden die Begriffe und Erklärungen. Eine Ausweitung der empirischen Grundlage auch auf osteuropäische Faschismen erhöht zwar die Allgemeingültigkeit, wird aber mit einer reduzierten Schärfe der Begrifflichkeit erkaufte. Die Aussonderung „peripherer“ Fallbeispiele geschieht dabei bewusst, um das Konzept nicht zu überfrachten und seine Erklärungskraft zu mindern. Sofern der Faschismusbegriff nicht im Sinne einer historischen Semantik als zeitgenössischer sprachlicher Ausdruck untersucht wird, sondern als eine von der Forschung kreierte und von außen an den Gegenstand herangetragene Analysekategorie benutzt wird, ist die Tiefe und Breite des Begriffes im Prinzip beliebig skalierbar. Allein das Erkenntnisinteresse und das Erklärungspotential entscheiden hierbei über eine sinnvolle Dimensionierung der verwendeten Begriffe und damit darüber, ob Faschismus als globales Konzept auf alle möglichen Fallbeispiele angewandt wird oder ob sein Geltungsbereich nicht vielmehr auf einige wenige, genau abgegrenzte Fälle eingeschränkt wird. Je nach Fragestellung und Forschungsstand sind hierbei unterschiedliche Herangehensweisen denkbar und sinnvoll. Es ergibt wenig Sinn, abstrakt den Sinn der einen oder anderen Variante zu diskutieren. Die im konkreten Kontext verwendeten Begriffsbestimmungen erhalten ihre Legitimation aus dem Erkenntnisgewinn, den sie für das jeweils vorliegende Forschungsthema ermöglichen.

¹⁵ Carl Bethke: „Erweckung“ und Distanz: Aspekte der Nazifizierung der „Volksdeutschen“ in Slawonien 1935–1940, in: Hausleitner, Roth, Einfluss [Fn. 12], S. 183–217.

¹⁶ Robert O. Paxton: *The anatomy of fascism*. London 2004.

Insofern stellen diese Ausführungen kein Plädoyer dar, die gesamte historische Terminologie und die theoretischen Debatten systematisch „osteuropäisch“ anzureichern. Wenn Osteuropa aber in die Begriffs- und Theoriebildung einbezogen wird, können Dimensionen historischer Erscheinungen zum Vorschein kommen, die andernorts verdeckt bleiben. Die Beschäftigung mit osteuropäischen Fallbeispielen kann so dazu beitragen, neue Fragen an einen altbekannten Gegenstand zu stellen und bisherige Forschungsergebnisse auf einer neuen Erkenntnisgrundlage zu hinterfragen.

Das am Beispiel des Faschismus dargelegte Potential einer solchen Arbeitsweise ist letztlich ein Plädoyer für einen flexiblen Umgang mit der Terminologie und theoretischen Konzepten. Dies muss – um dem potentiellen Vorwurf der Beliebigkeit entgegenzutreten – keineswegs in eine je nach Kontext unterschiedliche Bedeutung von Begriffen münden. Vielmehr ist ein zweistufiges Modell der Begriffsverwendung sinnvoll. Unbestreitbar ist auf einer abstrakteren Ebene eine absolute Begriffsfestsetzung nötig, um innerhalb des Faches über eine gemeinsame Diskussionsgrundlage zu verfügen. Hier spricht nichts dagegen, an etablierten Definitionen und Konzepten festzuhalten. Auf einer tieferen Abstraktionsstufe hingegen kann es sinnvoll sein, mit Arbeitsbegriffen zu operieren, die eine kritische Hinterfragung der globalen Konzepte ermöglichen. Auf dieser Ebene sind bei Adaption der Konzepte der Metaebene prinzipiell zwei Vorgehensweisen denkbar. Im einen Fall werden sie als fest umrissene Gebilde verstanden und damit unverändert in die konkrete Forschungssituation übernommen. Dies ist die Vorgehensweise, die in der osteuropäischen Geschichte lange Zeit dominiert hat. Dabei kommt es zu einer unidirektionalen Abrufung von Konzepten aus der Metaebene in die konkrete Forschungssituation ohne Rückwirkung auf die Metaebene.

Im anderen Fall hingegen wird das Originalkonzept aus der Metaebene direkt auf die Forschungsebene übernommen und als Arbeitsinstrument eingesetzt. Anstatt das Forschungsobjekt auf seine Kongruenz mit dem Konzept hin zu untersuchen, wird nun der umgekehrte Weg beschritten: Das Konzept wird auf seine Übereinstimmung mit dem Forschungsobjekt befragt. Dabei wird das Konzept an den jeweiligen Kontext adaptiert, es wird erweitert und neu abgesteckt, um ihm auch im vorliegenden Fall Deckungskraft zu verleihen.

Das Ergebnis ist ein modifiziertes Konzept, das nun wieder auf die Metaebene zurückbezogen wird. Dort tritt es mit anderen Modifikationen desselben Ausgangskonzeptes in Konkurrenz, die gleichfalls aus verschiedenen Forschungsarbeiten auf die Metaebene zurücktreten. Aus den diversen, empirisch angereicherten Modifikationen kann dann in einem zweiten Schritt in der wissenschaftlichen Debatte nach den Anpassungen des Ausgangskonzeptes gesucht werden.

Beide Vorgehensweisen haben Vor- und Nachteile und sind in der Forschungspraxis nicht eindeutig unterscheidbar. Die zweite Vorgehensweise birgt jedoch für viele Fragestellungen ein weitgehend noch ungenutztes Potential, das sich aus der klareren Absteckung grundlegender Begriffe und Kategorien der Geschichtswissenschaft ergibt. Die osteuropäische Geschichte kann die Konzepte einem Test unterziehen, der ihre universelle Gültigkeit hinterfragt. Die Historiographie über das östliche Europa kann darlegen, wo die Konzepte zu stark auf spezifischen empirischen Beispielen gründen und sich die behauptete Allgemeingültigkeit kaum aufrecht erhalten lässt. Im Falle des Faschismus gilt etwa, dass die Konstellationen des politischen Umfeldes, wie sie in Westeuropa den Aufstieg faschistischer Gruppierungen begünstigten, nur eine der möglichen Varianten

darstellten. Speziell in Bezug auf Minderheitengruppen im östlichen Europa lässt sich zeigen, dass es andere Szenarien und Konstellationen gab, welche die Entstehung faschistischer Massenbewegungen ermöglichten. Die westeuropäischen Fälle müssten nun auf diese Befunde hin untersucht werden. Sie werden damit in dieser Konzeption genauso zu Abweichungen von einem idealtypischen Faschismus, zu potentiellen Varianten, wie sie bisher vor allem in Osteuropa verortet worden sind. Wenn die Geschichte von den Rändern her gedacht wird, ergeben sich mitunter unerwartete neue Perspektiven auf das Zentrum. Insbesondere helfen die Peripherien dabei, Grenzziehungen deutlicher zu erkennen und Vorannahmen kritisch zu hinterfragen, da an den Rändern viele implizite Charakteristika eines Phänomens explizit hervortreten.¹⁷ Sind die Differenzen unter den zentralen Untersuchungsgegenständen oft kaum wahrnehmbar, treten die Unterschiede mit zunehmender Peripherität umso deutlicher hervor. Hieran kann der Blick geschult werden, um so auch viel näher beieinander liegende Phänomene deutlicher voneinander abheben zu können.

Sozialismus und Öffentlichkeit

Ein weiteres Feld, auf dem eine Betrachtung Osteuropas neue Einsichten in vieldiskutierte Phänomene bringen könnte, ist das Verhältnis der sozialistischen Regime zur Moderne. Der Sozialismus gehört zu den prägendsten Erscheinungen der Geschichte Osteuropas im 20. Jahrhundert. Sozialistische Gesellschaftssysteme werden in aller Regel als Antipoden der westlichen Gesellschaften wahrgenommen und kaum in Bezug gesetzt zu allgemeinhistorischen Entwicklungen, sieht man von der wenig fruchtbaren Totalitarismus-Diskussion ab.¹⁸

Die oft normative Betrachtung der Funktionsweise der beiden Gesellschaftssysteme führte zu einer isolierten Beschreibung des Sozialismus. So sehr dies für viele Aspekte auch sinnvoll ist, ging dabei doch der Blick für allfällige Parallelen und Zusammenhänge verloren, welche helfen könnten, die Charakteristika und Funktionsmechanismen sozialistischer Regimes besser zu verstehen und in den historischen Kontext einzuordnen. So ist etwa der Begriff „Öffentlichkeit“ erst jüngst in den Blick der Forschung geraten. Im Vergleich mit westeuropäischen Gesellschaften sind dabei die durchweg unterschiedlichen Konstellationen und die unterschiedliche Funktion von Kommunikation betont worden. Die „klassische“ bürgerliche Öffentlichkeit, wie sie sich in Westeuropa ab dem 18. Jahrhundert herausbildete und in deren Zentrum der Austausch freier Meinungen unter mündigen Bürgern steht, die sich als Privatleute zu einem Publikum

¹⁷ Chris Lorenz: *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*. Köln, Weimar, Wien 1997, S. 158.

¹⁸ Achim Siegel (Hg.): *Totalitarismustheorien nach dem Ende des Kommunismus*. Köln, Weimar 1998. – Marc Pierre Möll: *Gesellschaft und totalitäre Ordnung. Eine theoriegeschichtliche Auseinandersetzung mit dem Totalitarismus*. Baden-Baden 1998. – Wolfgang Wippermann: *Totalitarismustheorien. Die Entwicklung der Diskussion von den Anfängen bis heute*. Darmstadt 1997. – Sergej Slutsch: *Probleme des Vergleichs der totalitären Regime*, in: *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte*, 1/1997, S. 13–30. – Hans-Henning Schröder: *Der „Stalinismus“ – ein totalitäres System? Zur Erklärungskraft eines politischen Begriffs*, in: *OST-EUROPA*, 2/1996, S. 150–163. – Eckehard Jesse: *Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Eine Bilanz der internationalen Forschung*. Bonn 1999.

versammeln¹⁹, findet im Sozialismus keine direkte Entsprechung. Vielmehr bilden hier stark regulierte symbolische Interaktionen in Form von Ritualen, Mythen und Zeremoniellen die Grundlage einer offiziellen Sphäre von Öffentlichkeit, der eine informelle Sphäre gegenübersteht, die potentiell subversiv ist und in der etwa Witze, Gerüchte und Anekdoten über Defizite des Systems und seiner Repräsentanten zirkulieren. Diese inoffizielle Öffentlichkeit geht fließend in den Bereich des Privaten über, hebt sich aber scharf von der offiziellen Öffentlichkeit ab.²⁰ Da sozialistische Regimes einen sehr restriktiven Umgang mit Informationen pflegten und diese vielfach nur in verklausulierter, kryptischer Form weitergaben, begünstigte dies die Entstehung einer informellen Öffentlichkeit. Aus bruchstückhaften Informationen mussten sinnstiftende Erzählungen geschaffen werden. Analog zu vormodernen Gesellschaften könnte man hier wie etwa für die frühneuzeitliche Stadt von einer Öffentlichkeit sprechen, die in diverse Mikroöffentlichkeiten fragmentiert ist, die aufgrund ihrer Zeit- und Ortsabhängigkeit flüchtig blieben.²¹

Auch die Vormoderne zeichnet aus, dass Informationen über größere Zusammenhänge nur bruchstückhaft zugänglich waren, allerdings wegen der technisch weniger ausgereiften Formen der Nachrichtenübertragung. Vormoderne Öffentlichkeit war deshalb weitgehend auf eine Gruppe physisch präsenter Individuen beschränkt, ein Charakteristikum, das auch die inoffizielle Sphäre von Öffentlichkeit im Sozialismus auszeichnet.²² Im Gegensatz zur Vormoderne existierte neben dieser Präsenzöffentlichkeit noch eine weitere öffentli-

¹⁹ Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Neuwied 1974, v.a. S. 14–17, 42–46.

²⁰ Ingrid Oswald, Viktor Voronkov: *Licht an, Licht aus! „Öffentlichkeit“ in der (post-)sowjetischen Gesellschaft*, in: Gábor T. Rittersporn u.a. (Hg.): *Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen partei-staatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten. Public Spheres in Soviet-Type Societies. Between the Great Show of the Party-State and Religious Counter-Cultures*. Frankfurt/Main 2003, S. 37–61, v.a. S. 43–49. – Dies. (Hg.): *Öffentliche Räume und Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Ein erster Blick aus komparativer Perspektive (Einleitung)*, in: ebd., S. 7–21, hier S. 17–18. – Karl Schlögel: *Der „Zentrale Gor'kij-Kultur- und Erholungspark“ (CPKiO) in Moskau. Zur Frage des öffentlichen Raums im Stalinismus*, in: Manfred Hildermeier, Elisabeth Müller-Luckner (Hg.): *Stalinismus vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege der Forschung*. München 1998, S. 255–274, v.a. S. 256–259. – Oxana Stuppo: *Das Feindbild als zentrales Element der Kommunikation im Spätstalinismus. Der Fall Sverdlovsk 1945–1953*. Wiesbaden 2007, S. 38–54.

²¹ Rudolf Schlögl: *Interaktion und Herrschaft. Probleme der politischen Kommunikation in der Stadt*, in: Stollberg-Rilinger, *Kulturgeschichte* [Fn. 9], S. 115–128, hier S. 127.

²² Susanne Rau, Gerd Schwerhoff: *Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Leitbegriffen und Themen eines Forschungsfeldes*, in: dies. (Hg.): *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Köln u.a. 2004, S. 11–52, v.a. S. 13–20. – Gerrit Jasper Schenk: *Zeremoniell und Politik. Herrschereinzüge im spätmittelalterlichen Reich*. Köln et al. 2003, S. 59–60. – Dagmar Freist: *Öffentlichkeit und Herrschaftslegitimation in der Frühen Neuzeit. Deutschland und England im Vergleich*, in: dies., Roland G. Asch (Hg.): *Staatsbildung als kultureller Prozess. Strukturwandel und Legitimation von Herrschaft in der Frühen Neuzeit*. Köln u.a. 2005, S. 321–351, hier S. 321–324. – Gerd Althoff: *Demonstration und Inszenierung. Spielregeln der Kommunikation in mittelalterlicher Öffentlichkeit*, in: ders. (Hg.): *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*. Darmstadt 1997, S. 229–257, hier S. 229–231, 256. – Johannes Paulmann: *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg*. Göttingen 2003, S. 50–52.

che Sphäre, die durch eine ritualisierte Form der Kommunikation gekennzeichnet ist.²³ In dieser offiziellen Sphäre von Öffentlichkeit findet die Legitimation der Herrschaft statt, die nicht auf einer freien Aushandlung wie im Idealtyp der bürgerlichen Öffentlichkeit basiert, sondern sich in einer symbolisch aufgeladenen und vorstrukturierten Formensprache vollzieht. Von zentraler Bedeutung sind performative Handlungen wie (politische) Rituale, die nicht nur als reine symbolische Repräsentationen verstanden werden sollten, sondern die Herrschaft konstituieren.²⁴ Zu denken ist an Betriebsversammlungen, in denen die Angestellten dazu angehalten werden, ihre Unterstützungen für eine politische Idee der Parteiführung kund zu tun. Die Mitwirkung und (freiwillige) rituelle Mitgestaltung symbolischer Inszenierungen schafft Verpflichtungen und Verbindlichkeiten für alle Beteiligten.²⁵ Der Aushandlungsprozess, der Herrschaft konstituiert, ist in Gesellschaften sowjetischen Typs stark an derartige performative Inszenierungen gebunden, welche als Ersatz für bestimmte Formen der Beschlussfassung dienen, um sie so anschaulich, sicht- und fassbar zu machen.²⁶ Die Teilnahme an Massenveranstaltungen und die regelmäßig geforderte aktive Zustimmung zum Regime basierten nicht allein auf Zwang. Vielmehr beruhte das gesamte Gesellschaftssystem auf einem komplizierten Mechanismus, der von jedem Individuum immer wieder in ritualisierten Kontexten eine Äußerung für oder gegen das Regime verlangte.

Zwang und Freiwilligkeit können daher nicht als Pole von Entscheidungsprozessen verstanden werden, sondern als ein stufenloses Kontinuum zwischen den beiden idealtypischen Extrempositionen. Einer expliziten Stellungnahme konnte man sich kaum entziehen, eine oppositionelle Haltung war zwar nicht unmöglich, musste aber gegen die drohenden drastischen Konsequenzen abgewogen werden. Repression und Gewalt waren in der Regel nur als diffuse Drohkulisse im Hintergrund erkennbar. Die Teilnehmer an den Umzügen zum 1. Mai wurden nicht unter Waffengewalt dazu gebracht, den ihnen zugewiesenen Platz in der Menge einzunehmen und an der Choreographie mitzuwirken. Insofern handelten sie „freiwillig“, als sie sich unter Berücksichtigung der andernfalls drohenden Sanktionen dazu entschlossen, auf Widerstand zu verzichten. Durch diese immer wieder aktive Bejahung der Herrschaft, die weder mit rein passiver Unterwerfung unter Zwang noch mit freiwilliger Beteiligung gleichgesetzt werden kann, ließ sich über die konkrete Ritualsituation hinaus eine soziale Ordnung

²³ Gerd Althoff: *Ungeschriebene Gesetze. Wie funktioniert Herrschaft ohne schriftliche Normen?* In: ders. (Hg.): *Spielregeln der Politik* [Fn. 22], S. 282–304, hier S. 303.

²⁴ Christoph Wulf, Jörg Zirfas: *Performativität, Ritual und Gemeinschaft. Ein Beitrag aus erziehungswissenschaftlicher Sicht*, in: Dietrich Harth, Gerrit Jasper Schenk (Hg.): *Ritualdynamik. Kulturübergreifende Studien zur Theorie und Geschichte rituellen Handelns*. Heidelberg 2004, S. 73–93. – Jürgen Martschukat, Steffen Patzold: *Geschichtswissenschaft und „performative turn“*. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur, in: dies. (Hg.): *Geschichtswissenschaft und „performative turn“*. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 1–31. – Jörg Baberowski: *Zivilisation der Gewalt. Die kulturellen Ursprünge des Stalinismus*, in: *Historische Zeitschrift*, 1/2005, S. 59–102.

²⁵ Gerd Althoff: *Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter*. Darmstadt 2003, v.a. S. 67. – Ders.: *Die Veränderbarkeit von Ritualen im Mittelalter*, in: ders. (Hg.): *Formen und Funktionen öffentlicher Kommunikation im Mittelalter*. Stuttgart 2001, S. 157–176, hier S. 175.

²⁶ Birgit Sauer: *Politische Leiblichkeit und die Visualisierung von Macht. Der 40. Jahrestag der DDR*, in: Sabine R. Arnold u.a. (Hg.): *Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert: Zur Sinnlichkeit der Macht*. Wien u.a. 1998, S. 123–145.

konstituieren – Herrschaft eben.²⁷ Solche ritualisierte Formen der Legitimation sind charakteristisch für vormoderne Herrschaften, die nicht auf dem Volk als Legitimierungsbasis gründeten. Auch hier wurde die Legitimation symbolhaft von einem weiteren Personenkreis in Ritualen und Zeremoniellen inszeniert.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass die grundsätzliche Hinterfragung des Konzeptes der Moderne mit der Berücksichtigung osteuropäischer Perspektiven durchaus neue Aspekte ans Licht bringen könnte. Dies betrifft die Frage nach dem öffentlichen Raum und seiner Bedeutung für die Konstitution von Herrschaft, Formen von Ritualen oder den symbolischen Repräsentationen von Herrschaft. Zu fragen wäre nach der Reichweite und Durchdringung der Herrschaft sozialistischer Regime sowie nach den Legitimationsformen im Vergleich mit Fällen aus der allgemeinen Geschichte. Die Antworten können Hinweise darauf liefern, ob es sinnvoll ist, für Osteuropa von einer „alternativen Moderne“ zu sprechen, und wo die Grenzen des Konzeptes einer allgemeinen (westeuropäischen) Moderne gezogen werden sollen.²⁸

Fazit

Der traditionell arbeitsteiligen Herangehensweise, nach der sich die allgemeine Geschichte dem Zentrum widmet, die osteuropäische Geschichte der Peripherie, steht ein methodisches Herangehen gegenüber, das die Dichotomie von Zentrum und Peripherie auflöst. Die Geschichte wird so polyzentrisch betrachtet. Zentrum und Peripherie sind nicht mehr vorgegeben, sondern konstituieren sich erst im konkreten Forschungskontext. Wenn Geschichte von den Rändern her gedacht wird, rücken die traditionell peripheren Gebiete in den Fokus der Forschung, die üblicherweise als Zentren verstandenen Regionen werden im Arbeitskontext zur Peripherie.

Eine solche Sichtweise kann helfen, etablierte Hierarchien aufzubrechen und neue Perspektiven auf bekannte Phänomene zu ermöglichen. Eine undifferenzierte Gleichmacherei und Nivellierung von Unterschieden ist nicht das Ziel, sondern die Sensibilisierung für prinzipiell gleichwertige, alternative Entwicklungswege und historische Verläufe. Die osteuropäische Geschichte eignet sich für ein solches Herangehen gegenüber den Teildisziplinen, die sich mit außereuropäischer Geschichte befassen, vor allem deshalb, da zwischen Ost- und Westeuropa unbestreitbare Unterschiede auszumachen sind, ohne dass sich zwei klar voneinander abgetrennte Teile (wie bei einem Vergleich mit Außereuropa) erkennen ließen. Europa erstreckt sich als kulturelles Kontinuum vom Atlantik bis zum Ural (und darüber hinaus), wobei sich über größere Distanzen hinweg kleine Unterschiede stufenlos akkumulieren. Jeder beliebige Ort kann daher zum Mittelpunkt erklärt werden, von dem aus mit zunehmendem Radius auch der Grad an kultureller Übereinstimmung abnimmt. Dabei offenbaren Grenzen ihre Willkürlichkeit. In dieser Hinsicht kann die osteuropäische Geschichte einen wesentlichen Beitrag leisten zur Frage, was Europa ausmacht, da sie nämlich von den geographischen Rändern her auf die geographische Mitte schaut und damit Dinge erfasst, die der klassischen Sichtweise verborgen bleiben.

²⁷ Daniel Ursprung: Herrschaftslegitimation zwischen Tradition und Innovation. Repräsentation und Inszenierung von Herrschaft in der rumänischen Geschichte in der Vormoderne und bei Ceaușescu. Heidelberg, Kronstadt 2007, S. 227–230.

²⁸ Michael David-Fox: Multiple modernities vs. Neo-traditionalism: on recent debates in Russian and Soviet history, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 4/2006, S. 535–555. – Stefan Plaggenborg: *Experiment Moderne. Der sowjetische Weg*. Frankfurt/Main 2006.